

smd₊transparent

Neues aus der | schüler_smd, hochschul_smd und akademiker_smd

03. September 2004

SMD und Gemeinde

_Über Spontaneität, Beständigkeit und gemeinsame Stärke

Keine Gemeinde freut sich, wenn sie die tatkräftige Unterstützung eines jungen dynamischen Mitarbeiters (und die Frauen sind hier gleichfalls gemeint) verliert, weil sie oder er sich anderweitig orientiert – klar. Anders als in der deutschen Wirtschaft gibt es im Reich Gottes schließlich kein Überangebot an Arbeitskräften.

Ein junger Mensch, der in einer bunten Truppe Gleichaltriger seinen Freundeskreis, geistliche Gemeinschaft und ein Betätigungsfeld gefunden hat – natürlich fällt es ihm schwer, sich in gewachsene Gemeindestrukturen einzufügen. In einem Umfeld ge-

Aus dem Inhalt

Problematische Finanzlage _3

Alte Liebe, neuer Biss?
Hans-Hermann Pompe über SMD und Gemeinde _5

SMD im Osten – unbekannt?
Von Ulrike Bittner _10

Liebgewordene Bande:
Ehemaligentreffs der SMD _18

festigter Abläufe und Hierarchien die eigene Kreativität einzubringen, ist ja so viel mühsamer, als – wie in Hochschulgruppen üblich – einmal für eine Aufgabe den Arm zu strecken und dann freie Hand zu haben.

In gewisser Weise verkörpern die SMD als Basis-Initiative und die typische Gemeinde unterschiedliche Kulturen. Auch wenn die Diskrepanz oft weniger krass sein mag als eben ausgemalt – Herausforderungen birgt das Verhältnis von freiem Werk und Gemeinde allemal. Für den einzelnen, der über seine Zugehörigkeit und den Ort seines Engagements entscheiden muss. Für SMD, Gemeinden und Kirchen als Ganzes, wenn sie statt gleichgültigem oder misstrauischem Nebeneinander zu einem fruchtbaren Miteinander finden wollen. Dabei gilt: Nur gemeinsam können Kirchen und freie Werke dem Leib Christi eine zukunftsweisende Gestalt geben! Warum das so ist, erklärt Hans-Hermann Pompe ab Seite 5. Dass Mitarbeit im biblischen Sinn ohne ein vertrauensvolles Miteinander undenkbar ist, zeigt Friedhardt Gutsche (Seite 8). In der „erleben“-Rubrik und in anderen Artikeln rückt dann der spezielle Auftrag der SMD ins Blickfeld. Beispielhaft zeigt sich, wie die jeweiligen Stärken von SMD und Gemeinde sinnvoll ineinander greifen können.

Damit das keine Theorie bleibt, lädt dieses Heft zum Mitmachen ein. Sie, liebe Leserin, lieber Leser, können dabei helfen, das SMD-Netzwerk mit Ihrer Gemeinde und den Menschen dort zu verknüpfen! Auf Seite 23 stellen wir ein besonderes Informationsangebot vor – vielleicht das Richtige für Ihre Gemeinde? Das Plakat in der Heftmitte – womöglich könnte es in Ihrer Kirche hängen? Und die beiliegende Karte der Hochschul-SMD – kennen Sie nicht einen Studierenden, dem sie neue Perspektiven eröffnen könnte? ■

Ulrich Pontes

Alte Liebe mit neuem Biss

_Wie SMD und Gemeinde die Zukunft entwickeln können

Von Hans-Hermann Pompe

Aufgewachsen bin ich in traditionell-kirchlichem Kontext, in einem evangelischen Pfarrhaus. Mein eigenes Ja zu Jesus Christus konnte ich im Rahmen eines freien Werkes in der Landeskirche sprechen, im Essener Weiglehaus. Ein wichtiges Werkzeug Gottes dabei war ein amerikanischer Baptist, Billy Graham. Im Studium entdeckte ich die Schönheit der Theologie und den Reichtum der reformatorischen Tradition an vier staatlichen Theologiefakultäten. Wichtige Erfahrungen in Mission und Leitung machte ich dabei in einem überkonfessionellen Werk, der SMD. Meine Frau, die ich dort kennen lernte, brachte mich in Berührung mit dem Reichtum des schwäbischen Pietismus. Den missionarischen Gemeindeaufbau in der Volkskirche lernte ich im Vikariat kennen, in einer Bergarbeitergemeinde in Oberhausen. Als in der ersten Pfarrstelle Jugendliche und junge Erwachsene zum Glauben fanden, belebten wir die vorhandene Struktur eines überalterten Vereins wieder, investierten in einen CVJM. Die spannendsten Erfahrungen einer sich verändernden traditionellen Kirche bekomme ich bis heute aus der anglikanischen Kirche in England. Zurzeit leite ich die missionarischen Dienste einer großen Landeskirche, versuche darin möglichst viele Gemeinden zu missionarischer Gemeindegemeinschaft zu verlocken. Zu unseren wichtigsten Impulsen der letzten Jahre gehören Anstöße aus Willow Creek, einer amerikanischen Freikirche. Um zur Stille zu kommen, fahre ich nach Gnadenthal, zu einer Bruderschaft, in der bis heute mir fremde gregorianische Psalmen gesungen werden.

Ein geistlicher Weg, bei dem traditionelle Kirche, freie Werke, Organisationen und Gemeinden untrennbar ineinander verwoben sind. Übrigens sehr typisch für viele missionarisch Engagierte in den verschiedenen Kirchen. Ich kann keinen einzigen Impuls nur einer Struktur zuordnen, möchte auch

nichts davon missen und danke Gott für all den Reichtum seines Reiches: Gemeinde Jesu geht nicht auf in einer zeitbedingten Organisationsform. Aber ich erkenne, wie die Strukturen, Formen und Organisationen der Gemeinde Jesu zusammenwirken müssen, um Frucht zu bringen. SMD und Gemeinde sind ein sehr typisches Verhältnis für diese Begegnungen: Indem sich Ortsgemeinde, Kirche und freies Werk gegenseitig befruchten, entsteht die Zukunftsform der Gemeinde Jesu.

1. Merkmale einer Kirche für das Europa des 21. Jahrhunderts

Ökumenisch offen leben

So gut wie alle Kirchen haben inzwischen einen ökumenisch erweiterten Kirchenbegriff, der sich nicht automatisch mit ihrer Dogmatik deckt. Die katholische Kirche etwa akzeptiert die (korrekt ausgeführte) Taufe anderer Kirchen, bei den Baptisten darf ich mit meiner Taufe zwar nicht Mitglied werden, aber predigen. Die orthodoxen Kirchen arbeiten in ökumenischen Gremien wie ÖRK, KEK und ACK mit, die meisten Freikirchen akzeptieren den persönlichen Glauben anderer etwa in dem Maße, wie ihn die Grundlage der Evangelischen Allianz beschreibt. Meine eigene evangelische Kirche lädt Christinnen und Christen anderer Kirchen zum Abendmahl ein ...

So gut wie alle Kirchen, die keine sektiererischen Züge tragen, haben irgendwie akzeptiert, dass das Reich Gottes nicht an den Grenzen der eigenen Kirche endet. Diese gelebte Offenheit gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der ökumenischen Bewegungen in den letzten beiden Jahrhunderten (fürs 19. Jahrhundert wären da beispielsweise Evangelische Allianz, CVJM und Missionsgesellschaften zu nennen, fürs 20. Weltkirchenrat und Vatikanisches Konzil).

Auch eine transdenominational Bewegung wie die SMD gehört in diesen Kontext. Viele, die wie ich aus einem einigermaßen geschlossenen kirchlichen Kontext kamen, haben dort mit Staunen, Freude und gelegentlich auch Leiden die Prägungen, Reichtümer und Erstarrungen anderer Traditionen kennen und schätzen gelernt. Dass die unsichtbare Kirche Jesu weiter ist als die sichtbaren Grenzen der Kirchen, Konfessionen und Gemeinden, gehört zu den mutmachenden Glaubensartikeln. Anders wären die Grenzen und der Ungehorsam der eigenen Gemeinde nicht zu ertragen oder zu überleben.

Konkrete Erfahrungen ermöglichen

Eine der interessantesten Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre ist die zunehmende Zahl der „church hopper“. Es sind vor allem junge Erwachsene im

städtischen Kontext, die sich ihre Gemeinde suchen, aber sehr schnell weiterziehen, wenn die Erwartungen nicht befriedigt werden. Sie sind die genuinen Kinder der Erlebnisgesellschaft, die ihre Optionen wahrnehmen und viel schneller als ihre Eltern mit den Füßen abstimmen.

Als Gemeindepfarrer hat mich das irritiert, als Funktionspfarrer, der mehr an Gottesdiensten teilnimmt als sie zu gestalten, beginne ich Verständnis dafür zu entwickeln. In meiner eigenen Kirche sind Gemeindeforscher vor allem ein Signal für grottschlechte Predigten, aber auch für veränderungsunwillige Gemeinden, für staubtrockene Spiritualität oder große Lebensferne. Viele dieser Menschen sind nicht nur erlebnissüchtig: Sie wollen sich da verankern, wo sie das Brot des Lebens ausgeteilt bekommen. Ein anglikanischer Freund drückte es so aus: *The sheep go where the feed is*. Geistliches Leben, Berufung und Herausforderung, Glaube, Liebe und Hoffnung müssen in den Formen der Gemeinde Jesu konkret erfahrbar sein – oder die Gemeinden sterben aus.

Verheißungen neu glauben

Wer Gemeinde erfährt, braucht Geduld mit der real existierenden Gemeinde, denn sie ist mein konkreter Ort. Wer sich einmal auf eine Gemeinde einlässt, hat schnell eine Klageliste im Kopf, leidet sehr bald an ihrer Unvollkommenheit und Unklarheit. Nun gehöre ich zu einer Kirche, die aus einer Kirchnerneuerung entstanden ist: Die Erneuerbarkeit der Gemeinde gehört also in mein Glaubensbekenntnis!

Geduld gehört zur Frucht des Geistes (Gal 5) – Geduld mit einer realen Gemeinde meint nicht Passivität, sondern Ausdauer. Sie beinhaltet starke Ziele und ein liebevolles Vorgehen; sie bedeutet, warten zu können, ohne das Ziel aus den Augen zu verlieren. Die verheißene Gemeinde glauben können heißt: die Gemeinde aus begnadigten Sündern lieb gewinnen, ohne ihre strukturelle Sünden zu rechtfertigen. Verheißungsglaube „setzt die real existierende Kirche ins Licht der Verheißungen Gottes und setzt sie damit der verändernden Kraft Gottes aus“ (Burghard Krause).

Ansteckend dienen wollen

Auf der Autobahn fuhr ich hinter einem Lastwagen mit einer großen Werbung auf seiner Plane: „More power. More service.“ Gemeint waren die Leistungen einer Krankenversicherung. Aber es ist zugleich ein Hinweis auf ein biblisches Geheimnis: Der Heilige Geist wird uns nicht zur Steigerung unserer Lebenslust oder Vermehrung unserer Erfahrungen gegeben, sondern zum Dienst. Große Erfahrungen werden sich im Dienst einstellen, wenn Gott es will – aber Gottes Kraft ist zuerst zum Dienst, nicht zur Befriedigung von Erlebnissehnsucht gegeben. Ansteckend wirkt die Gemeinde, die sich nach Jesu Dienst ausstreckt – Jesu Dienst an ihr und

durch sie. John Ortberg setzt der Infektion durch die Sünde die Ansteckung mit der Gesundheit Jesu entgegen: „Das Geheimnis besteht darin, so mit dem Leben Jesu erfüllt zu sein, dass wir nicht von der Welt infiziert werden, sondern stattdessen die Welt mit dem Geist Gottes anstecken.“

2. Aufeinander angewiesen: Ein neues Miteinander von Ortsgemeinden, Kirchen und freien Werken

Die nachchristliche Gesellschaft in Europa hält der Missions-theologe Lesslie Newbigin für die derzeit größte Herausforderung der Christenheit. Wir verkünden das Evangelium einer nachchristlichen Gesellschaft, die meint, sie kenne es schon und könne es deshalb vernachlässigen – obwohl sie es in der Mehrheit noch gar nicht erfasst oder nur Zerrformen durchlaufen hat. Newbigin folgert: „Das Ergebnis ist nicht, wie wir uns einmal einbildeten, eine säkulare Gesellschaft. Es ist eine heidnische Gesellschaft, und ihr Heidentum, erwachsen aus der Ablehnung des Christentums, ist gegenüber dem Evangelium weitaus resistenter als das vorchristliche Heidentum, mit dem die kulturüberschreitenden Missionen zu tun haben. Hier verläuft mit Sicherheit die missionarische Grenzlinie unserer Zeit, die uns am stärksten herausfordert.“

Die Christenheit in Europa wirkt wie die Bootsmannschaft des Wikinger-Häuptlings Hägar: Ebenso angestrengt wie ratlos, weil es trotz aller Bemühungen nicht voran geht. Die Blockaden bei der Weitergabe des Evangeliums müssen erst entdeckt, benannt und ihre Beseitigung erbeten werden. Insofern sind Ortsgemeinden, Denominationen und Kirchen sowie freie Werke mehr aufeinander angewiesen als früher, um das Evangelium fruchtbar und relevant weiterzugeben. Sie werden das tun in gegenseitiger Ermutigung, Herausforderung und Relativierung.

Ermutigen: Hoffnung am Rande des Abgrunds

Die europäische Christenheit ist der zur Zeit deprimierendste Teil der Weltchristenheit: Nirgendwo schrumpft die Zahl der Christen – nur bei uns. Was in der einen Gemeinde wächst, schrumpft dafür bei der anderen weg. Vielleicht sind wir zu sehr von unserer Gesellschaft infiziert. Als Newbigin nach fast vierzig Jahren in Indien zurück nach England ging, erlebte er das Schwenden der Hoffnung in der alten Heimat als die größte Schwierigkeit, mit der er fertig werden musste: Hoffnungslosigkeit als Skorbut einer lebensüberdrüssigen Gesellschaft.

Das klassische Motto einer Gesellschaft am Rande des Abgrundes – „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (Jes 22,13) – wird von Paulus als Verlust der Hoffnung auf Zukunft analysiert (1. Kor 15, 32). Um uns zu Evangelisation unter nachchristlich resistenten Europäern zu inspirieren, werden wir uns gegenseitig zu neuer Hoffnung ermutigen müssen.



Herausfordern: Schnellboote und Lastkähne

In meiner Kirche gibt es ein verbreitetes schwieriges Erbe: Man lernt ungern von der Nachbargemeinde, sie ist eher Konkurrenz als Lernort. Je weiter weg, desto akzeptabler wird Lernen: Ökumenische Gäste aus Afrika zum Beispiel dürfen herausfordernd fromm sein, aber nicht die Nachbargemeinde. Es gibt keine Kultur der Herausforderung zum Kopieren oder Nachmachen, der Stein der Weisen wird ständig von neuem gesucht – entsprechend mühsam ist die Multiplikation guter Erfahrungen. Was in freien Werken gedacht und ausprobiert wird, erweist sich oft als leichter multiplizierbar als die Erfahrung der Nachbargemeinden in der eigenen Kirche.

Für uns sind die freien Werke so etwas wie Schnellboote – sie können dorthin, wo eine Kirche oder Gemeinde erst nach langer Zeit kommt. Gemeinden können vielleicht die Lastkähne für eine nachhaltige Durchdringung sein. Ohne die Herausforderung der freien Werke würden die meisten Kirchen und Gemeinden nur das Vorhandene bedienen, aber keine neuen Aufgaben anpacken.

Relativieren:

Tunnelblick und Mentoring

Es gibt überall – in Kirchen und Gemeinden ebenso wie in Werken – Betriebsblindheit: Ich sehe nur noch die eigenen Stärken, kenne nur eigene Erfahrungen, bin blind für betriebsbedingte Schwächen. Häufig entsteht eine Art struktureller, unvermeidbarer Tunnelblick, der keinen Abstand zum eigenen Auftrag und Handeln mehr zulässt. Die Erfahrungen anderer helfen meiner Kurzsichtigkeit auf: Gemeinden, Kirchen und Werke können einander eine Art Mentoring bieten, also gegenseitig eine solidarisch-kritische Begleitung leisten. Wir bekommen mit solchen Mentoren „sozusagen zusätzliche Augen und Ohren und können durch sie die Informationsquarantäne durchbrechen“ (Daniel Goleman). Diesen Dienst der notwendigen Relativierung der eigenen Wichtigkeit brauchen wir dringend voneinander.

Bei John Ortberg fand ich die Anekdote von dem alten Ehepaar, das schon Jahrzehnte verheiratet ist. Sie sagt eines Abends zu ihm: „Als wir jung waren, hast du jede Nacht meine Hand gehalten“. Langsam streckt er seine Hand aus, bis er ihre findet. „Und als wir jung waren“, fährt sie fort, „hast du dich immer an mich gekuschelt“. Noch langsamer rutscht er zu ihr hinüber. „Und dann hast du immer an meinem Ohr geknabbert“. Abrupt schlägt der Mann die Decke zurück und steigt aus dem Bett. „Wohin gehst du?“, fragt sie ihn etwas verletzt. „Meine Zähne holen“, sagt er.

Vielleicht sind Gemeinde und freies Werk schon so lange miteinander unterwegs, dass sie sich an ihre erste Zeit erinnern müssen: Die „erste Liebe“ entsteht ja nach Offb 2 wieder durch Umkehr und erneute Ausrichtung auf Gott. Der gemeinsame Dienst hat vielleicht nicht nur den Biss verloren, sondern auch die meisten missionarischen Zähne. Aber wir glauben an den Gott, der das Nichtseiende ins Dasein rufen kann (Rö 4, 17). Bei Gottes Gesundheitsreform für seine Gemeinde besteht also durchaus Hoffnung auf neue Zähne, auf alte Liebe mit neuem Biss. ■

Hans-Hermann Pompe, Jahrgang 1955, leitet seit 2000 das Amt für Gemeindeentwicklung und Missionarische Dienste der Evangelischen Kirche im Rheinland. Vorher 17 Jahre lang Gemeindepfarrer; im Studium Mitarbeit in den SMD-Gruppen Wuppertal, Tübingen, Hamburg, Bonn. Hans-Hermann Pompe ist mit Elisabeth verheiratet und hat einen Sohn. Er lädt gerne zu Jesus ein, unterstützt Innovation in der Kirche, leidet unter langweiligen Predigten, entspannt sich bei Jazz oder Science Fiction.

Literatur:

- Lesslie Newbigin, Den Griechen eine Torheit, Aussaat 1989 (Zitat S. 23)
- ders., Salz der Erde Aussaat, 1985
- Burghard Krause, Auszug aus dem Schneckenhaus, Aussaat 1996 (Zitat S. 15)
- John Ortberg, Die Liebe, nach der du dich sehnst, Projektion J 2000 (Zitat S. 64)
- Daniel Goleman, Richard Boyatzis, Annie McKee, Emotionale Führung, Ullstein 2003 (Zitat S. 208)



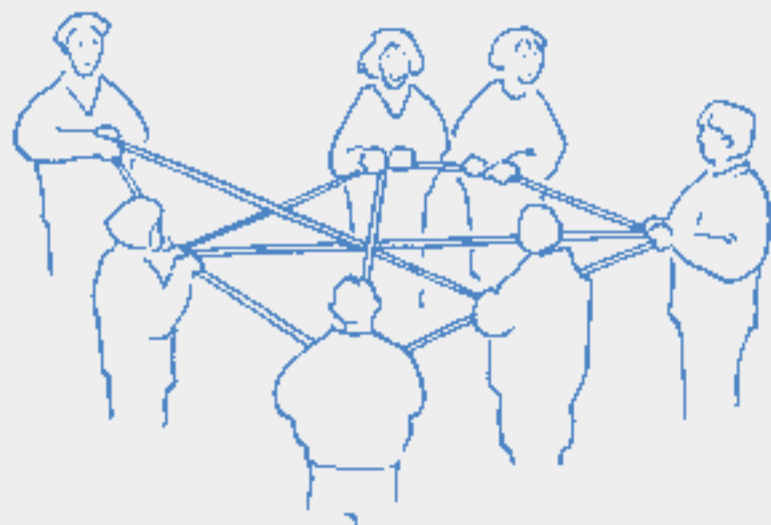
Mit freundlicher Genehmigung von Bulls Press, © Dik Browne / Distr. by Bulls

„Wir sind Mitarbeiter Gottes“

„An Gottes Reich mitbauen – eine Tätigkeit, die Gemeinschaft und gegenseitige Ergänzung fordert. Bibelarbeit über 1. Korinther 3, 5–11

Nebeneinander statt miteinander, gegeneinander statt füreinander. So erleben wir es mitunter in Ortsgemeinden und in freien Werken wie CVJM und SMD, und so erleben wir es zwischen Gemeinden und (über-)regionalen christlichen Organisationen. Kein ganz neues Phänomen: Schon in der frühen Christenheit gibt es Spannungen innerhalb der neu gegründeten Gemeinden und zwischen den lokalen christlichen Gruppen und dem überregionalen Missionswerk des Paulus. Das klassische Beispiel für Uneinigkeit und Konkurrenz ist Korinth. Leidenschaftlich ringt Paulus in Briefen und durch Besuche um „Einheit in Vielfalt“, um das Zusammenspiel unterschiedlicher Gaben, um die Auf-erbauung des „einen Leibes mit den vielen Gliedern“. Es geht ja letztlich um die Glaubwürdigkeit der von Gott geschenkten Versöhnung und um die missionarische Kraft der gepredigten Liebes- und Friedensbotschaft Jesu.

Ein wegweisender Text zu diesem Konfliktfeld findet sich im 3. Kapitel des 1. Korintherbriefs. Paulus beginnt bei den Leitern, den Führungspersonen, und er sieht sich selbst dabei nicht in einer Sonder- oder Schiedsrichterrolle. Er beschreibt seinen Platz und den der anderen in ihrer Unterschiedlichkeit und ihrer Gleichwertigkeit, vor allem aber in ihrer Abhängigkeit von Gott, der allein Leben und Wachstum gibt.



Wer ist schon Apollos? Wer ist schon Paulus? Diener sind sie, durch die ihr zum Glauben gekommen seid, und das so, wie es der Herr einem jedem gegeben hat: Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen geschenkt. So ist nun weder der pflanzt noch der begießt etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. Der aber pflanzt und der begießt, sind einer wie der andere (...) Denn wir sind Gottes Mitarbeiter; ihr seid Gottes Ackerfeld und Gottes Bau. Ich nach Gottes Gnade, die mir gegeben ist, habe den Grund gelegt (...), ein anderer baut darauf weiter. (...) Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist: Jesus Christus. (1. Kor 3, 5–11)

Paulus benennt das Gemeinsame: Wir sind Diener! Wir sind Gottes Mitarbeiter! Das Wort „Mitarbeiter“ kommt im Neuen Testament nur elfmal vor. Dabei fällt auf, dass nicht betont wird, **wo** jemand Mitarbeiter ist, sondern **wessen** Mitarbeiter jemand ist: „Mitarbeiter Gottes“, „Mitarbeiter der Wahrheit“. Es ist entscheidend, mehr und mehr zu begreifen, dass wir nicht primär Mitarbeiter einer Organisation, eines Vereins, einer Gemeinde sind, sondern zuerst und zuletzt Mitarbeiter Gottes. IHM dienen wir –und das in einer Gemeinde, im Hauskreis, in der SMD und im CVJM. Was ergibt sich daraus?

1. Mitarbeiter Gottes arbeiten an Gottes Arbeit mit

Das Wort „Mit-Arbeit“ zeigt: Es geht nicht um unsere Arbeit, sondern um Gottes Werk. ER ruft in Seine Arbeit. Wir sind Mit-Arbeiter, Mit-Helfende, Mit-Beteiligte. Aber das ist auch unsere Würde: Gott lässt uns mittun an seinem versöhnenden und erneuernden Tun an und in dieser Welt. Es ist zum Staunen, dass Gott uns merkwürdige, fehlerhafte, oft so eigensinnige Gestalten gebrauchen will. Aber er hat sich festgelegt: Er will uns dabei haben. Wer darüber nicht mehr staunen kann, wird kein engagierter Mitarbeiter sein.

2. Es ist Gottes Arbeit – er trägt die Verantwortung!

Es ist Gottes Risiko, uns zu seinen Mitarbeitern zu machen. Er muss wissen, was er sich damit aufbürdet. Dies ist kein Freibrief für Schludrigkeit, aber eine große Entlastung für jeden, der sein Engagement in Gemeinde und SMD ernst nimmt. „Die Herrschaft liegt auf *seiner* Schulter!“ Wir haben die ganze Last nicht zu tragen. Es ist seine Verantwortung, das „angefangene Werk auch zu vollenden“ (Phil 1, 6).

Manche nehmen sich zu wichtig; sie tun so, als ob sie die ganze Welt zu tragen hätten. Vermutlich liegt es daran, dass Mitarbeit häufig mehr belastet als erfreut. Gott selbst trägt die Verantwortung, deshalb muss keiner den „lieben Gott“ spielen.

Ein neu ernannter Bischof klagt Papst Johannes XXIII., dass ihn die neue Aufgabe nicht mehr schlafen lasse. „Oh“, sagt Johannes, „mir ging es in den ersten Wochen meines Pontifikats genauso, aber dann sah ich im Wachtraum meinen Schutzengel, der mir zuraunte: ‚Giovanni, nimm dich nicht so wichtig!‘. Seitdem schlafe ich wieder.“

3. Mitarbeiter Gottes fragen: „Herr, was willst du, dass ich tun soll?“

Mitarbeiter Gottes müssen wissen, wo Gott heute am Arbeiten ist. Deshalb sind sie fragende Beter und wache Zeitgenossen. Sie bitten Gott um Wegweisung und sie bemühen sich zu sehen, wo Gott Türen auftut oder schließt. Sie erbitten und entwickeln eine Sensibilität für Menschen und aktuelle Situationen.

Nicht die Tradition und nicht die heißen Themen der Gegenwart entscheiden, was „dran“ ist, sondern Gott selbst muss durch seinen Geist zeigen, ob das Alte in Treue durchzuhalten ist, ob die Tagesord-



nung der Welt auch seine Tagesordnung ist, oder ob sein „Arbeitsprogramm“ ein anderes ist. Es gilt, Gott *heute* auf der Spur zu sein! Deshalb fordert uns das Neue Testament immer wieder auf, „zu prüfen, was der Wille Gottes ist“. Vieles hat keine Verheißung, weil wir die Arbeit selbst in die Hand nehmen und die offene Fragehaltung Gott gegenüber vergessen: „Herr, was willst du, dass wir heute tun sollen?“

4. Weil es um Gottes Arbeit geht, ist Mitarbeit nicht umsonst

Viele leiden unter der „Spurlosigkeit“ ihres Tuns. Es ist wie beim Spaziergang am Meer. Eben konnte man die Fußspuren im Sand noch sehen, aber nach einer Welle ist alles weggewischt. Viele fragen resigniert: Was bringt's?

Mitarbeit bei Gott hat Ewigkeits-Charakter, weil sie aus der Verbindung mit dem ewigen Gott kommt. Jesus sagt: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht *bleibt*“ (Joh 15, 16). Paulus erinnert die Korinther an ihre Verbundenheit mit dem Auferstandenen, der den Tod, der alles sinnlos macht, überwunden hat: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unseren Herrn Jesus Christus. Deshalb (...) nehmt zu im Werk des Herrn, weil ihr wisst, dass eure Arbeit *im Herrn* nicht vergeblich ist“ (1. Kor 15, 58). „Non frustra“, heißt es in der Vulgata.



Mitarbeiter Gottes leben in der Gewissheit, dass ihr Engagement Spuren hinterlässt. Die Kirchen- und Missionsgeschichte ist voll von Beispielen, wie Gott trotz vermeintlicher Erfolglosigkeit später Spuren sichtbar macht. Er lässt „das Werk seiner Hände nicht fahren“.

5. Mitarbeiter Gottes sind *gemeinsam* am Werk

Die Korinther sind dabei, Paulus und Apollos gegeneinander auszuspielen, sie als Einzelkämpfer mit jeweiliger Fan-Gemeinde darzustellen. Paulus hält dagegen, weil er weiß, dass Gott das *gemeinsame* Tun will, dass er die Mitarbeit „im Plural“ liebt. „Wir – gemeinsam – sind Gottes Mitarbeiter“. Jeder ist auf Ergänzung angewiesen. Mitarbeiter Gottes sind Mitarbeiter im Team. Weil Gott ein Gott der Gemeinschaft ist, will er seine Mitarbeiter als Gemeinschafts-Mitarbeiter. Gottes Ziel mit uns ist das Miteinander und Füreinander. Dieses Ziel soll schon in der Arbeitsweise der Mitarbeiter sichtbar werden.

Deshalb die Pluralformulierungen: *Ihr* seid das Salz der Erde! *Ihr* seid das Licht der Welt! *Ihr* seid die Stadt auf dem Berge! Nicht einzeln, sondern gemeinsam, in gegenseitiger Ergänzung sind wir das, wozu uns Gott berufen hat.

6. Mitarbeit in der Gemeinde Jesu – ein umfassendes Projekt

Was für die Haus- und Ortsgemeinde gilt, das gilt auch für das Verhältnis von Ortsgemeinde und überregionalem Werk, von SMD und Gemeinde. Gott will Gestalt gewinnen im Alltag, in unserem sozialen Umfeld. Deshalb braucht er die Gemeinschaft der Christen vor Ort als Zeichen seiner Gegenwart. Er braucht regionale und weltweite Zusammenschlüsse einzelner Christen und ganzer Gemeinden als Zeichen seiner guten Herrschaft über alle Menschen. Wir brauchen die Konkretion geistlichen Lebens vor Ort, und wir brauchen den weltweiten Horizont des Reiches Gottes.

Sichtbar wird dies durch Menschen, die beides ernst nehmen und die dafür sorgen, dass der Informationsfluss von einer Ebene zur anderen stattfindet. Wer in der SMD oder anderswo mitarbeitet, muss die Christen vor Ort informieren, was Gott in und durch diese Organisation tut, was gelingt und wo es klemmt. Umgekehrt muss die SMD Raum schaffen, dass Erfahrungen vor Ort in ihren Reihen bekannt werden. Es darf nicht sein, dass Studenten meinen, nur in der SMD könne man geistlich leben und mit negativen Vorurteilen nach dem Studium auf Gemeindeforschung gehen.

Jede Gemeinde und jede christliche Organisation hat Gaben und Grenzen. Die Ortsgemeinde kann dankbar sein, dass die Hochschul- und Akademiker-SMD Fachthemen und Berufsprobleme bedenken, wozu die Gemeinde selbst kaum in der Lage ist. Die SMD sollte dankbar sein, dass vor Ort viel geistliche Kleinarbeit in Seelsorge und Diakonie, in Mitarbeiterschulung und Gemeinschaftspflege geschieht. All das hilft, das missionarische Zeugnis im akademischen Raum glaubwürdig zu machen. Es ist lohnend, diese gegenseitige Ergänzung wertzuschätzen und zu fördern. ■

Friedhart Gutsche, Pfarrer, 1966 – 68 Reisesekretär der Studentearbeit und 1970 – 75 Leiter der Akademikerarbeit der SMD; danach Fortbildungsreferent im CVJM und seit 1991 Direktor der Malche e. V., einer missionarisch-diakonischen Ausbildungsstätte innerhalb der Evangelischen Kirche.

„Argumente kann ich mir sparen“

_SMD und Gemeinde im ländlichen Osten

Das Verhältnis von SMD und Gemeinde im Osten Deutschlands? Bei uns an der polnischen Grenze weiß keiner, was SMD ist! Das gilt nicht nur für die SMD. Man kennt auch sonst kaum christliche Bewegungen oder Verbände. Man kennt die eigene Ortskirche.

Vielleicht kann man von einem kulturellen Loch sprechen, in das wir hier gefallen sind. Das soll heißen,

zusammen, dass es innerhalb unserer kirchlichen Landschaft keine erkennbaren geistlichen Herausforderungen gibt. Das würde ich als Charakteristikum des Ostens benennen. Die Herausforderung liegt in der allgemeinen Not der Kirchen, aber kein Christ oder keine Denomination wird im positiven Sinn von anderen geistlichen Bewegungen oder Vorbildern herausgefordert. Diesen Unterschied zum Westen kann man nicht schwer genug gewichten!

Die SMD aber will zur Mission herausfordern! Wir wollen Schüler, Studierende und Akademiker dafür begeistern, ihr Leben missionarisch einzusetzen. Die SMD spricht einen Grundzug des Christseins an, der im Osten keine große Rolle spielt. Nicht wegen Vorbehalten, sondern aus purer Ahnungslosigkeit. Die Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Ober-

die Schüler, Studierenden und Akademiker. Diese Zielgruppen sind im ländlichen Osten nur teilweise vertreten. Studierende gibt es auf dem Land kaum, wenn man von einigen Wochenendheimfahrern absieht. Vor allem gibt es wenige Akademiker. Die wenigen Arbeitsplätze, die nach der Wende in unserer Region geblieben sind, liegen vornehmlich im Dienstleistungsbereich.

In Eisenhüttenstadt habe ich darüber hinaus kaum einmal einen Menschen als Akademiker/in empfunden, nicht einmal die Lehrer/innen und Ärzte. Gute Argumente und Geschicklichkeit im Denken kann ich mir sparen; werden nicht gebraucht! Vielmehr brauche ich einfache Worte und eine menschlich zugewandte Art.

Anders sieht es mit der Notwendigkeit von Schülerarbeit aus. Schulen sind die Ballungsräume, in denen sich Jugendarbeit noch lohnt. In den ländlichen Gemeinden unserer Region ist christliche Jugendarbeit, ja jede Art von Jugendarbeit, fast völlig verschwunden – Schulen könnten der Ort sein, an denen Gemeinden künftig ihre Jugendarbeit veranstalten. Die Geburten sind seit 1989 drastisch zurückgegangen, so dass es wenig Jugendliche gibt. Die meisten verlassen dann auf der Suche nach einer Lehrstelle die Region. Zwei, drei Menschen in Eisenhüttenstadt, die Freude an Arbeit mit Schülerinnen und Schülern hätten, würden viel bewirken. Wir brauchen Menschen, die in Anbindung an eine Gemeinde gezielt in die Schülerarbeit gehen. ■

Ulrike Bittner, seit gut drei Jahren Gemeindepfarrerin und Religionslehrerin in Eisenhüttenstadt. 1998–2001 Hochschul-SMD-Reisesekretärin im Nordosten. Von ihrem Mann Dr. Wolfgang Bittner ist 2003 das Buch „Kirche, das sind wir“ erschienen.

dass zum Beispiel bei uns in Eisenhüttenstadt kein Mensch weiß, was „evangelikal“ oder „charismatisch“ meint, geschweige denn, was man unter „Zeugnis“ oder „Lobpreis“ versteht. Man unterscheidet zwischen „kirchlich“ und „nicht-kirchlich“, mehr gibt es nicht. In mancher Hinsicht ist das gut. Mein Mann und ich treffen uns mit den „liberaleren“ Pfarrkollegen zum Bibellesen. Sie wissen gar nicht, dass sie liberal sind, und begegnen uns mit Freundschaft und ohne Vorbehalt!

_Fehlende Herausforderungen

Charakteristisch für unseren ländlichen Osten ist: Man kennt als evangelischer Christ nur die Volkskirche, das heißt vor allem die eigene Ortsgemeinde. Schon was die lieben und oft sehr kleinen Freikirchen um einen herum wollen, ist unbekannt. Wenn ich Gemeindeglieder zur Allianz-Gebetswoche mit Baptisten, Adventisten und anderen einlade, dann kommen sie zwar ganz unbefangen, wissen aber im tiefsten Herzen nicht, warum die anderen unbedingt „ihre eigene Kirche“ haben müssen. Es ist auch nicht zu erkennen. Das hängt damit



lausitz hat uns äußerlich den Weg ebnet: Mission ist mittlerweile von der Kirchenleitung gewollt und erbeten. Aber wo bekommen wir die Menschen her, die im Osten Mission vorleben?

_Schule – der Ort, wo Jugendarbeit noch lohnt

Die SMD möchte ja nun eigentlich nicht das normale Gemeindeglied aufwecken und herausfordern, sondern



Spagat – in Gewissheit



„Wo ist Ulrich? Etwas schon wieder bei der SMD?!“ Die Frage hat meine Frau oft gehört in der Gemeinde... Ingesamt habe ich mein SMD-Engagement immer als großen Gewinn empfunden. Aber es war nicht einfach mit der Gemeinde unter einen Hut zu bringen. 1976, nach einer der ersten Schülerfreizeiten, die wir selber geleitet haben, bekamen wir eine Abmahnung: Wenn ihr da weiter mitmacht, könnt ihr nicht in der Gemeinde bleiben!

Außerdem bin ich manchmal an die Kräftegrenzen gekommen. Gerade in den letzten Jahren, als ich jedes sechste bis achte Wochenende in Marburg war

– manchmal habe ich mich fast wie ein ehrenamtlicher Reisesekretär gefühlt. Im Hinblick auf ein so intensives Engagement außerhalb der Gemeinde ist uns eines ganz wichtig geworden: Die klare Gewissheit, dass Gott uns in diese Arbeit gerufen hat. Das hat uns durch die Jahrzehnte begleitet und geholfen.

Langfristig gesehen, ist die SMD für unsere Gemeinde ein Gewinn. Wir und andere haben über lange Jahre auf SMD-Freizeiten junge Gemeindeglieder als Mitarbeiter geschult. Und wir haben Jugendliche mitgenommen, die von ganz außen kamen, und sie haben erlebt, was es heißt, Glauben und Leben zu teilen. Einige sind Christen geworden und haben sich der Gemeinde angeschlossen.

Ich selber wurde von einer sehr engen Gemeinde geprägt. In den ersten Wochen meines Studiums kam ich dann in die SMD. Da fing ein Schleifprozess an, in dem ich frei wurde von

einengenden Formen, ohne den Inhalt zu verlieren. Dafür bin ich sehr dankbar. Ein schönes Lied von Manfred Siebold heißt: „Überall hat Gott seine Leute“. Früher dachte ich, beeinflusst von meiner Gemeinde: Nur schade, dass fast allen noch die richtige Erkenntnis fehlt. Heute kann ich über diese ganz unterschiedlichen Christen mit Manfred Siebold weitsingen: „Freu dich doch daran!“

Jetzt sehe ich meine Aufgabe darin, in unsere heutige Gemeinde hineinzuwirken, damit sie den Blick über den eigenen Zaun hinaus bekommt. ■

Ulrich Freischlad, Lehrer, war bis Juni Mitglied von Rat und Vorstand der SMD. Seine SMD-Laufbahn begann 1964 in der Gruppe Münster; danach war er 20 Jahre lang in der Schüler-SMD aktiv. Mit seiner Frau Annette lebt er in Krefeld.

Aufgezeichnet von Ulrich Pontes

Segensgebet, Kollekte und Pizza

Im April feierte die Baptistengemeinde Bayreuth einen Semestereröffnungsgottesdienst für die SMD-Hochschulgruppe. Wie es dazu kam, erklärt Pastor Ekkehard Pithan, Gruppenbegleiter seit Ende des Wintersemesters 2003/2004.

Pastor Pithan, wie gestaltete sich dieser Gottesdienst?

Die SMD hat eine Powerpoint-Präsentation gemacht, um zu dokumentieren, wo überall die Christen an der Uni arbeiten. Es gab zwei Interviews; eins mit den Leitern, das andere mit Studenten, die ihre Eindrücke über den Studienanfang schilderten. Wir hatten eine Lobpreis-Session mit SMD-Musikern und eine Predigt, die sich auf die Situation von Christen – besonders von Studenten – in einer unchristlichen Umgebung bezog. Außerdem gab es eine Kollekte für missionarische Arbeit an der Uni und ein Segensgebet. Anschließend haben wir ein Pizza-Essen veranstaltet.

Wie kam es dazu?

Ich habe einmal ein ähnliches Highlight in Freiburg erlebt. Mir liegt es am Herzen, dass die Studenten wirklich als Botschafter Jesu Christi an der Uni leben und dass sie das mutig tun. Ich glaube, dass es einen Unterschied macht, wenn man gesegnet



wird. Als Christen und als Gemeinde wollen wir unsere Brüder und Schwestern in Spezialaufgaben segnen und senden.

Wie kam der Gottesdienst bei der Gemeinde und bei der SMD an? War er ein Erfolg?

Soweit ich das von zahlreichen Rückmeldungen aus der SMD und aus der

Gemeinde beurteilen kann – ja! Die Gemeinde hat sich über die Studenten gefreut und sieht die betende Begleitung als einen Teil ihrer Aufgabe. Die Studenten hat das Interesse der Gemeinde positiv überrascht. Ich glaube, sie fühlten sich willkommen geheißen und angenommen.

Planen Sie so etwas Ähnliches noch einmal?

Ja, für den Oktober planen wir einen gemeinsamen Gottesdienst im Rahmen von Welcome, der internationalen Arbeit der SMD. Der Arbeitstitel: „Love China“. Damit wollen wir ein besonderes Angebot für asiatische Studenten machen. ■

Die Fragen stellte Christina Hauf, Praktikantin in der SMD-Öffentlichkeitsarbeit.